



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Wirtschaftsjahr 1891

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

weigerte, noch auch die Jesuiten, für deren Wiederaufnahme die Germania heute in allen Tonarten eintritt. Es scheint nun, daß die Germania mit der Jesuitenfrage ihr viel größeres Interesse an der Schulfrage maskirt, und daß sich das Zentrum den Schein zu geben gedenkt, als bringe es noch ein großes Opfer, wenn es die Jesuiten fallen lasse, um sich mit dem Schulgesetze zu begnügen.

In Wirklichkeit spricht keine Erwägung realer Politik dafür, daß dem Zentrum überhaupt noch irgendwelche Zugeständnisse zu machen seien. Man wirft dem Grafen Caprivi vor, daß unter ihm die Ara der unnötigen Zugeständnisse begonnen habe; wir wollen hoffen, daß dieser Satz auf die zunächst bevorstehende parlamentarische Politik des Reichskanzlers keine Anwendung finde.



Das Wirtschaftsjahr 1891



an mag von der Neuen Freien Presse im übrigen halten, was man will, den Leitartikeln ihres „Economist“ überschriebnen Handelsteils muß man es lassen, daß sie von gewiegten und zum Teil geistreichen Fachmännern geschrieben, daher in ihren thatsächlichen Angaben zuverlässig und in den räsonnirenden Theilen beachtenswert sind. Die „ökonomische Rückschau“ vom 1. Januar mit dem Goethischen Motto: „Den Zufall bändige zum Glück“ verdient es, wie uns scheint, daß wir die Hauptgedanken herausheben und mit einigen kritischen Bemerkungen versehen.

Der Verfasser beginnt mit den Flüchtlingen aus Rußland, denen man hie und da in den Straßen Wiens begegne — gemeint sind jedenfalls vertriebne Juden —, und mit dem, was sie erzählen. „Die heimatlosen Wandrer verkünden uns, daß der russische Despotismus, der die höchste Gefahr für die Geseßung und die Wohlfahrt Europas bildet, von einer schweren Krise erfaßt ist, die er nicht mehr zu bewältigen vermag. Eine Regierung, die nicht mehr imstande ist, die Bewohner des Reichs vor dem Hunger zu schützen, beweist, daß sie bis ins innerste Mark morsch geworden ist, daß die Fäulnis schon die Lebensorgane ergriffen hat, und daß sie noch drohen, aber nicht mehr handeln kann. Rußland ist besiegt, noch ehe es einen Schwertstreich geführt hat.“ Das mag ein wenig übertrieben sein, aber der Hauptsache nach ist es unzweifelhaft richtig. Die Furcht vor Rußland und die Sehnsucht nach seiner Freundschaft sind einem großen Teile des deutschen Volkes stets räthelhafte Erscheinungen geblieben; heute würden sie von niemand mehr verstanden werden.

Durch diese Ohnmacht Rußlands, fährt der „Economist“ fort, werde der Friede und durch diesen das wirtschaftliche Gedeihen verbürgt, dessen sonstige Bedingungen reichlich vorhanden seien. „Die Welt ist so reich, und die Summe der Kapitalien ist so enorm, daß selbst eine heftige Krise, die Milliarden zerstört, nur wie eine Fleischwunde empfunden wird.“ Die Begriffsverwirrung, die sich unter dem Worte Kapital verbirgt, hat sich dermaßen in den Köpfen festgesetzt, daß auch die gescheitesten und gelehrtesten Fachleute dieses verhängnisvolle Wort nicht in den Mund nehmen können, ohne eine Dummheit zu begehen. Warum wird die „Zerstörung von Milliarden“ nur als eine Fleischwunde empfunden? Weil bei solchen Zerstörungen, wie sie der Verfasser meint, gar nichts zerstört wird! Feuersbrünste, Wasserfluten, Erdbeben, tollgewordene revolutionäre Banden, die Neblaus, das sind Mächte, die wirklich Kapital zerstören. Aber ein Börsenkraich zerstört nichts. Er thut nur von zwei Dingen eins, und manchmal auch beide: entweder er enthüllt einigen tausend Menschen die bittere Wahrheit, daß die Vermögensansprüche, die sie in Gestalt von Wertpapieren in den Händen oder im Schranke zu haben glaubten, nichtig sind, indem das vermeintliche Vermögen, auf das dies Papier einen Anspruch verleihen sollten, nirgends in der Welt vorhanden ist; oder er überträgt wohlbegründete Vermögensansprüche, Ansprüche an wirklich vorhandenes Vermögen im Werte von einigen hundert Millionen von einer Partei spekulirender Kapitalbesitzer auf die andre, von der Hausse auf die Baisse oder umgekehrt. Vielleicht war es die Ahnung dieser Wahrheit, was den Verfasser bewog, ein „und“ zu setzen, wo nur ein Komma stehen durfte, wenn er wirkliche Kapitalien im Sinne hatte: „Die Welt ist so reich, und die Summe der Kapitalien ist so enorm“; worin soll denn sonst der Reichtum bestehn, wenn nicht in den Kapitalien? In einem andern Satze unterscheidet er sogar ausdrücklich zwischen beiden: „Die Produktion der Völker verfügt über unzählige Milliarden an Kapital und über viele Millionen Maschinen und Werkzeuge.“ Wie unklar! Zum Produziren gehört zweierlei: Boden und Arbeit. Sperret den fleißigsten Menschen allein in einen leeren Fesselballon oder in einen leeren Kerker, und es ist aus mit seiner Produktion. Setzt den Faulen auf die fruchtbarste Erde, und es wird nichts produziert. Immer und ewig gehören diese zwei zur Produktion, und nur diese zwei, sonst nichts; und wer behauptet, es sei noch ein drittes dazu nötig, der ist entweder ein Unwissender oder ein bewußter Lügner. Die Arbeit geht allerdings bedeutend leichter von statten, wenn sie vorgethane Arbeit in Gestalt von verbessertem Boden, von Erntevorräten, von Maschinen und Werkzeugen benutzen kann, und diese Dinge, die Früchte vorgethaner Arbeit, bilden eben das Kapital. Der obige Satz müßte also heißen: „Die Produktion der Völker verfügt über kultivirten Boden, über Werkzeuge und Vorräte im Werte von mehreren hundert Milliarden.“ Indem aber der Verfasser das milliardenvorte Kapital neben die Werkzeuge stellt und den

Boden vergißt oder unterschlägt, zeigt er sich in dem Aberglauben befangen, als ob jene sogenannten Kapitalien, die weiter nichts als Schulden sind, wirkliche Kapitalien und etwas wirkliches neben dem Boden, den Gebäuden und Arbeitswerkzeugen wären; als ob zum Volksvermögen nicht bloß das Bauergut gehörte, sondern daneben auch noch die darauf eingeschriebne Hypothek, als ob nicht bloß die Bahnkörper und Wagen, sondern daneben auch noch die Eisenbahnaktien, nicht bloß die Minen, die Arbeitskraft der Bergleute und der Geist der Ingenieure, sondern daneben auch noch die Montanaktien, nicht bloß die Domänen und die den Brot-, Schnaps- und Bierzoll aufbringende Verbrauchskraft der Staatsbürger, sondern auch die Staatsschuldsscheine dazu gehörten! Was fälschlich Kapitalreichtum genannt zu werden pflegt, ist weiter nichts als ein Rechtsverhältnis, demzufolge die Felder nicht denen gehören, die sie bebauen, die Häuser nicht denen, die sie bewohnen, die Maschinen und Werkzeuge nicht denen, die sie gebrauchen, sondern andern Personen, die einen Schein über ihr Besitzrecht an diese Dinge in der Hand haben. Überall, wo das Kapital als eine Produktionskraft neben Arbeit und Boden genannt wird, ist nicht wirkliches Kapital gemeint, denn das besteht eben im kultivirten Boden und in den Arbeitswerkzeugen, sondern es ist der Vermögensanspruch, das Besitzrecht gewisser Personen auf diese Gegenstände gemeint. Wenn die Personen, die den Boden bebauen und die Häuser bewohnen, nicht andern Personen verschuldet wären, wenn die Bergleute, die Kohle und Erz aus dem Schoße der Erde heraufbefördern, nicht im Dienste von Personen arbeiteten, denen die Aktie oder ein sonstiges Papier das Recht auf den Genuß des Ertrages verleiht, dann könnte nicht neben dem wirklichen, in Feldern, Gruben, Häusern u. s. w. bestehenden Volksreichtum ein scheinbarer erdichtet werden, könnte nicht der Philister die Besitztitel, deren ungeheure Zahlenwerte er täglich in den Zeitungen liest, für ein Gut neben den Gütern halten, auf die sie ein Recht verleihen. Wenn man heutzutage neben Boden und Arbeit auch noch das Kapital für notwendig zur Produktion erklärt, so hat man dabei nicht etwa den richtigen Gedanken im Sinne, daß in jeder zivilisirten Gesellschaft nur auf der Grundlage von vorgethaner Arbeit weiter gearbeitet wird, sondern man erklärt damit eine Einrichtung für notwendig, bei der das Bauergut nicht oder wenigstens nicht ganz dem Bauer, sondern einem Hypothekengläubiger oder einem Landlord, die Grube nicht einer Genossenschaft von Bergleuten, sondern einer Gesellschaft von Aktionären, das Handwerkszeug nicht dem Handwerker, sondern den Aktionären eines Vorschußvereins gehört. (Bekanntlich haben die Vorschußvereine seit Erlaß des neuen Genossenschaftsgesetzes angefangen, sich als das, was sie ihrem Wesen nach von jeher waren: Aktiengesellschaften, offen zu erklären.) Vielleicht ist diese Scheidung des Volkes in Arbeiter und Besitzer wirklich notwendig für die Produktion, wir wollen hier und heute darüber nicht streiten. Wissen wir doch recht wohl, daß so manches großartige, für das Gemeinwohl notwendige

oder wichtige Unternehmen unterblieben wäre, wenn der Unternehmer nicht als unumschränkter Herr über seine Arbeiter und deren Arbeitsmittel hätte verfügen können. Aber sollte es auch nötig sein, diesen Zustand dadurch zu verschleiern, daß man dem Publikum einredet, das Volk sei um eine Milliarde reicher geworden, wenn eine Hälfte von ihm der andern mit einer Milliarde verschuldet worden ist? Vielleicht ist der Gedanke, die Erzeugung und Verteilung der Güter könne jemals planmäßig geordnet werden, wirklich utopistisch, staatsfeindlich und gottlos. Aber müssen wir, um nüchtern verständige, patriotische und gottesfürchtige Staatsbürger zu sein, unbedingt in alle Ewigkeit mit jener blinden Planlosigkeit fortwirtschaften, die sich gar nicht vermeiden läßt, wenn wir unsre Schulden für Vermögen halten und uns einbilden, durch Verschuldung reicher zu werden und die Produktion zu befördern, während es doch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, keinen schlimmern Hemmschuh fröhlichen Schaffens gibt als Verschuldung?

Wenn von den „Kapitalvernichtungen,“ fährt der „Economist“ fort, schon die Menschheit im allgemeinen nichts Schlimmeres davon tragen konnte als Fleischwunden, so wurde die österreichische Monarchie im vergangnen Jahre so gut wie gar nicht davon berührt. Was sie schützte, was sie sogar inmitten aller Verheerungen sichtlich erstarken ließ, das war vornehmlich der hohe Getreidepreis. „Der Bauer hat wieder Geld!“ Der Ernteertrag blieb 1891 um sechshundfünfzig Millionen Hektoliter hinter dem von 1890 zurück, aber der Erlös hat hundertundzehn Millionen Gulden mehr gebracht. Sehen wir einen Augenblick nach, ob dieser vom Economisten gepriesene Vorteil scheinbar oder wirklich ist. Für die Welt kann es unmöglich ein Vorteil sein, wenn in einem Jahre, wo Millionen Menschen Hunger leiden, Österreich sechshundfünfzig Millionen Hektoliter Getreide weniger und dabei zu höherm Preise auf den Markt schickt. Für die österreichischen Gutsbesitzer ist es unbedingt ein großer Vorteil, zumal da keine darunter zu sein scheinen, die wie viele von den kleinern preußischen in diesem Jahre selbst Saatgetreide und sogar Brotkorn zu kaufen genötigt sind. Für die ärmern Schichten der industriellen Bevölkerung Österreichs ist die Brotteuerung selbstverständlich ein Übel. Aber für Österreich im ganzen bleibt der hohe Getreidepreis trotzdem noch ein Vorteil, weil es kein Getreide einzuführen braucht, vielmehr auch bei einer schwachen Mittelernte noch einen Teil zur Ausfuhr übrig hat, und weil es mehr Agrar- als Industriestaat ist, weil bei ihm die städtische Bevölkerung von der ländlichen noch bedeutend überwogen wird, demnach die Zahl derer, die vom hohen Getreidepreise Vorteil ziehen, bedeutend größer ist als die der darunter leidenden. Auch die Klagen der Brenner und Zuckersabrikanten, heißt es weiter, hätten sich in lebhaftere Befriedigung verwandelt; die erfreuliche Wendung mache sich überall fühlbar, von den Schlössern der reichsten Kavaliere bis ins kleinste Bauernhaus, und übe einen wohlthätig belebenden Einfluß

auf Industrie und Handel. Das glänzendste Zeugnis für den gestiegenen Wohlstand und den darauf gegründeten unerschütterlichen Kredit Österreich-Ungarns bilde der tiefe Stand der Devisen London. Obwohl sich im vorigen Jahre alle Umstände gegen Österreichs Finanzen verschworen zu haben schienen: die oben erwähnten „Kapitalvernichtungen,“ schlimme Krisen, von denen der Weltmarkt betroffen wurde, die durch manchen Mißgriff der Wiener Börse begünstigten Künste auswärtiger Börsen, die österreichische Effekten im Werte von 150 Millionen Gulden in das Land zurücktrieben, habe Österreich seinen günstigen Wechselkurs bewahrt. Wenn sich Österreich im Verkehr mit England eines günstigen Wechselkurses erfreut, so ist das doch wohl ein Beweis dafür, daß sich seine Handelsbilanz auf Kosten Englands stetig bessert. Unsere Manchesterleute haben uns nun zwar unzähligemal gesagt, daß England als reichstes Land Europas selbstverständlich eine negative Handelsbilanz haben, d. h. im Handel mehr aus Ausland zahlen als vom Auslande einnehmen müsse, aber eine nicht zu ferne Zukunft wird doch vielleicht lehren, daß England diese jährlichen Mehrzahlungen von seinem Kapital leistet, daß daher dieses stetig abnimmt oder wenigstens nicht in dem richtigen Verhältnis zur steigenden Bevölkerungszahl wächst. *) Aus der Erkenntnis der Engländer, daß die natürliche Grundlage ihres Reichthums zu schmal ist, daß der heimische Boden den Bedürfnissen seiner Bewohner nicht mehr genügt, entspringen ja ihr unersättlicher Hunger nach Kolonien und die immer krampfhafter werdenden Anstrengungen, die Kolonien möglichst innig mit dem Mutterlande zu verbinden und solchergestalt den Kolonialboden gewissermaßen zu englischem Boden zu machen. Die Kolonien, namentlich Kanada und Australien, möchten ihren Reichthum lieber allein genießen, und man darf gespannt sein auf den Kongreß aller Handelskammern des britischen Weltreichs, der auf nächsten Juni nach London einberufen ist, und wo die Herstellung engster Handelsbeziehungen zwischen dem Mutterlande und den Kolonien den Hauptgegenstand der Beratungen bilden soll.

Zu ähnlichen Betrachtungen laden die sehr bitteren Wahrheiten ein, die der „Economist“ uns Reichsdeutschen sagt. Deutschland habe seine Unternehmungs-

*) Daß es mit England noch schlimmer steht, als wir vermuteten, ersehen wir nachträglich aus dem City-Bericht der Neuen Freien Presse vom 5. Januar. Die Ausfuhr hat 1891 gegen das Vorjahr um 14 Millionen Pfund abgenommen, die Zufuhr ist um 11 Millionen gestiegen. „Und die stärkere Einfuhr ist nicht die Folge erhöhten Wohlstandes oder vermehrter Kaufkraft des Volkes, sondern sie ergab sich als Nothwendigkeit [soll heißen: als notwendige Folge] einer ungünstigen Ernte, die England zwang, um 8½ Millionen Pfund St. mehr Nahrungsmittel zu importiren.“ Weiterhin heißt es: „Daß das abgelaufene Jahr für die Geschäftswelt kein günstiges war, beweisen die Ziffern des Clearinghauses sowohl für rein kaufmännische Warentransaktionen wie für die Börsen-Liquidationen.“ Der Bedarf an Kapitalien für produktive Anlage nimmt reißend ab; die Ziffern für die vier Jahre von 1888—1891 lauten: 346, 223, 216 und 124 Millionen Pfund Sterling.

kraft und seinen Kapitalreichtum überschätzt (wir würden lieber sagen: es hat vergessen, daß die Unternehmungen nur dann gelingen können, wenn ihre Größe in richtigem Verhältnis zu ihrer natürlichen Grundlage, dem Bodenreichtum des Landes steht). Berlin sei die Spielhölle Europas gewesen; seine Sitten hätten sich in den letzten Jahrzehnten von den höchsten bis in die niedrigsten Kreise verschlechtert, während den Wienern in demselben Zeitraume die Not ihre Leichtlebigkeit abgestreift und sie zu tüchtigen aufstrebenden Arbeitern gemacht habe. Das ganze deutsche Volk habe nun die Folgen des Berliner Leichtsinns zu tragen. Der Konsum habe überall eingeschränkt werden müssen. Die Montanindustrie liege darnieder. Erholung sei um so schwieriger, als die deutsche Industrie durch verwegene Preissteigerung einen großen Teil ihres Absatzgebietes verloren habe. Einige Lichtblicke zeigten den Weg der Rettung: Rettung durch verminderte Löhne sei zum Heile der Menschheit durch die Organisation der Arbeiter, aber auch durch die allgemeine Steigerung der Lebensmittelpreise ausgeschlossen. Aber Hilfe komme jetzt durch den verringerten Preis der Rohstoffe, durch den Aufschwung der Landwirtschaft und durch die Verbilligung des Leihkapitals. Der Ausgleichungsprozeß werde sehr schmerzlich sein, aber sich doch bei den vortrefflichen sittlichen Eigenschaften des deutschen Volkes leichter und rascher vollziehen, als es bei irgend einem andern Volke möglich sein würde. Das hoffen wir auch! Aber man darf nicht vergessen, daß die Übel, die uns drücken, nicht lediglich von dem Leichtsinne der Berliner und von dem verwegnen Übermut der Kohlen-, Eisen- und sonstigen Ringe herrühren. Man darf nicht vergessen, daß das Ausland sehr wohl ohne unser Eisen, ohne unsern Zucker und ohne unsre Weinwand leben kann, daß wir aber nicht ohne ausländischen Roggen und Weizen leben können.

Was die Verbilligung des Leihkapitals anlangt, so kommt der „Economist“ nach Aufzählung verschiedener Erscheinungen zu dem Schluß: „Alle Zeichen deuten darauf hin, daß eine Periode sinkenden Zinsfußes im Anzuge ist.“ Schon vor dreißig Jahren hat John Stuart Mill die Ansicht ausgesprochen, daß die Kulturvölker längst bei dem Zinsfuß von einem Prozent (warum nicht Null?) angelangt sein würden (womit die Wichtigkeit der herrschenden Lehre vom Kapital für jedermann augenfällig dargethan wäre), wenn dem Zinsfuß nicht immer wieder durch mutwillige Kapitalzerstörung oder künstliche Mittel, wie Anleihen zum Kriegführen, Beschaffung von Militärbedürfnissen u. s. w. auf die Beine geholfen würde. (Grundsätze der politischen Ökonomie, deutsche Ausgabe von 1869, Bd. III S. 42 ff.)

Es heißt dann weiter: Infolge der fortwährend günstigen Handelsbilanz Österreichs (seit zehn Jahren anderthalb Milliarden Überschuß), seiner geringen Verschuldung und steten Schuldentilgung und der emsigen Thätigkeit seiner Bevölkerung, die verhältnismäßig wenig müßige Rentner zähle, ströme fortwährend Gold ins Land ein, und dieser Goldstrom werde noch bedeutend

verstärkt durch die unvernünftige Münzpolitik der Vereinigten Staaten, die ihren Silberproduzenten zu Gefallen das Gold, das sie aus Europa ziehen könnten, gar nicht haben möchten. Das sei, meint der „Economist,“ eine ernste Mahnung für Österreichs Staatsmänner, „den Zufall zum Glück zu bändigen,“ d. h. die günstige Gelegenheit zu benützen und endlich einmal die Valutaregulierung vorzunehmen, also das Papiergeld durch Gold zu ersetzen! Ob die Goldwährung so große Vorzüge vor der Papierwährung habe, daß sie unbedingt angestrebt werden müsse, ist eine sehr schwierige Frage, auf die wir uns nicht einlassen wollen. Vielleicht werden in Österreich gerade nach dieser glänzenden und wohl ebenso wie das Schaugemälde des russischen Elends ein wenig übertriebenen Schilderung des österreichischen Volkswohlstandes sehr viele fragen: ja, warum sollen wir denn unsere Guldenscheinerl mit Goldstücken vertauschen, wenn es wahr ist, daß wir mit unserm Lumpengelde immer reicher, die Deutschen aber mit ihren schönen Zwanzigmarkstücken immer ärmer geworden sind? Schöner und verlockender ist Gold als Papier, gar keine Frage! Ob aber nützlicher als Tauschmittel — ausgenommen im Auslandsverkehr, wo es nicht entbehrt werden kann —, das läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls sehen wir in diesem ganz spontanen Einströmen des Goldes nach Österreich, das nicht das Werk planvoller Staatskunst ist, eine neue Bestätigung des Wortes des alten Adam Smith, daß das Geld mehr den Gütern nachläuft, als die Güter dem Gelde nachlaufen. Money necessarily runs after goods, but goods do not always or necessarily run after money. (Wealth of Nations, Bd. II, S. 11.) Österreich besitzt Bodenschätze, die seine Bewohner nicht ganz verbrauchen, während es andern Völkern daran fehlt; darum rennt dieser andern Völker Geld dorthin. Das ist die lehrreiche Kernwahrheit, um die sich diese ganze Betrachtung dreht.



Friedrich Myconius

Von Gotthold Kreyenberg



Der englische Philosoph Herbert Spencer ist in Deutschland, trotz der verdienstvollen Arbeiten Michelets und Fischers über ihn, als Vertreter seiner eigentümlichen Entwicklungs- oder, da es einmal ohne Fremdwörter nicht zu gehen scheint, Evolutionsphilosophie verhältnismäßig noch wenig bekannt. Mehr Glück hat seine „Erziehungslehre“ gehabt, seine, wie der englische Titel lautet, Education, intellectual, moral and physical. Es ist das ein „Buch der Eltern“ oder eins, das wenigstens die Eltern lesen sollten, dem Hegelschen Idealismus